

Die Tochter des Philosophen

Autor(en): **Wiget, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dr Lünzeli ist nüd eso,
 Hät köirig i sym Grytti no,
 Hangt an em wien as Byli.
 Aler schmügled's uf's rot Müüli,
 Aler nimnts bim rote Tschüpplichwanz,
 Das Schmüggle tuet em's nümme ganz;
 Aler chügled's hindrem Wehrli, —
 Já Bürschtli! — Jesh wird's g'dihrl!
 Ales chybt: Se do, du Stygechopf!
 E Pärlimueterhofechnopf
 Nimt är zuem Seckli use.
 'S ist dyne, sä do Gspuuse!
 Si nimt där Chnopf z'erst, g'schaut, murt:
 Blöiß wäge dem! — Und rüehrt e furt.
 Jesh las mi go, du Quelli!
 Du schwarze Ragemölli!
 Das Buggelmannndli git nüd lugg,
 Aler zwirbled umfi wien e Mugg.
 Ales lot sy Aengli wandre
 Und dänkt: Hätt ich e andre!
 So stämpfed d' Göißli hi und har,
 Die Zabelbei, die Gustiwar.
 Und wer tanzt ob em Brüggli?
 Ales ebigs Ghütli Muggli.
 Si tanzed ohni Rast und Rue,
 E Spinn im Dachstuehl luegt 'ne zue.
 Nei, dänkt si, weles Läbe!
 Mi mag nu nümme wäbe,
 Die liechte Gschöpf, die fräche Lüt,
 Wend Musig ha und zahlend nüd,
 'S ist Lumpepak im Ganze!
 Si fot a seiltanze.
 Det luegt as Müüsli us sym Loch,
 Ales dänkt: Aech jeger, giengtet s' doch!
 Ales plangt halt gar se grüüsli,
 'S wett au zuem Tanz, das Müüsli.
 Sys Löchli ist em äbe z'schmal.
 Ales luegt und dänkt: Nei, wele Sal!
 Beit, sind die Gofe duffe,
 Dä goht me eis driuse!

Gschwind gumped's, häst mr e niene gseh!
 Es rohdsi näbed zue im Heu:
 E Struubelchopf schlüüft use;
 Aler gaihned und tuet schnuse,
 I mein, es ist e Schnyderg'sell,
 Hockt eister uf dr glyche Stell;
 Lue, lue, jesh gaihnt r wieder, —
 Jo, jo, das ist e Schnyder.
 Aler luegt e Wyl de Gofe zue,
 Macht Chnölleauge wien e Chue.
 Was hät r au do z'gaffe?
 Wär gschydr är tät schaffe.
 Ufeinicht lärnt as Chind: O jee!
 Ales hät im Heu där Stromer gseh.
 Det lueged, rüeft's vrschrocke, —
 Im Heu tuet eine hocke!
 Die Göißli stönd as wie vrnarrt, —
 Dr Stromer hät e Geißbockbart,
 Aler hät e roti Nase.
 Jo, sait ais, jo 's ist ase!
 Beit, dänkt där G'sell, do git's e G'spaß;
 Aler murred wien e Bär, är chas.
 Wie tüend d'Chind d'Vehrli strüüße!
 Jesh goht's eis an 'nes Güüße!
 Dur's Trüschiloch fahrt's wie dr Blitz, —
 Där Schnyder lacht nu ab sym Wit.
 Die Göißli sind vrschwunde,
 D'Schnapsguttre hät är gfunde.
 Das ist 's Gibätbuech, won är list.
 Momoll, das ist e schöne Christ!
 Aler hät as Schlüekli trunke
 Und ist is Heu zugg g'umke.
 Gly ist das Müüsli z'güggle cho:
 Ich woges mein, är schnarchlet jo!
 Ales beindled g'stingg uf d' Tilt;
 Nimt 's Schwänzli schön is Müüli.
 Los, wie das schwäbelpfyffne cha!
 Jesh fot's e Ländler z'tänzle a.
 D' Spinnmugg im Dachstuehl lachtet:
 Nei, was so Müüsli mached!

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

Erstes Kapitel.

Was Klausen im Tirol für eine Handvoll Münchner Künstler, ist Roserton für ein paar Londoner Maler: ein vom Touristenhauch unberührtes, ursprüngliches Stückchen Erde voll malerischer Effekte, dessen Name man nur ausnahmsweise einem guten Freunde zuflüstert wie den einer heimlichen Liebe. Und es ist ein heimlicher Ort; denn fährt man der Meeresbucht entlang, an der es liegt, so sieht man im Vordergrund nur eine verwitterte Schlossruine auf grünem, sanft abfallendem Hügel, zu der leise ansteigend eine Obstbaumallee führt. Dort oben angelangt, so wähnt man, muß der Blick weithin über grüne Kluren gleiten, die im Hintergrunde wieder von zarten Hügel-linien begrenzt sind. Groß ist deshalb für jeden die Ueber- raschung, wenn er zwischen dichten Baumgruppen zerstreute Häuschen sieht in ländlichem Villastil zum Teil, richtige Bauern- hütten die andern, aber alle von sorgfältig gepflegten Blumen- und Obstgärten umgeben. Einige der Häuschen sind phan- tastisch in Rosa oder Grün bemalt, einige haben Holzlauben nach

Schweizerart, die ganz mit Rosen bewachsen sind, und andere sind bis zum Giebel hinauf in Ephen eingespinnen.

An einem Sommermorgen steht Herr Charles Austen Linnell — er selbst legt immer sorgfältig die Betonung seines Namens auf die zweite Silbe — mit dem Pinsel in der Hand vor seiner Staffelei und blickt mit stillem Entzücken zuerst auf eine von Glyzinen malerisch umwachsene Hütte und dann auf seine eigene geschickte Wiebergabe auf dem aufgespannten dicken Papier. Und er ist mit vollem Recht entzückt; denn dieses Häuschen ist ein Bild und ein Lied, glücklich der Bauer, der darin wohnt, wenn er Sinn hat für diese Poesie!

Während der Maler einen Schritt zurücktritt und mit etwas zur Seite geneigtem Kopf und befriedigtem Lächeln seine Arbeit mustert, schreckt ihn plötzlich eine Stimme empor: „Was? Linnell! Du hier, lieber Kerl? Davon hatte ich ja keine Ahnung! Wie prächtig, daß ich dich treffe!“

Der Maler wendet sich dem Sprecher zu und errötet wie

ein Mädchen. Offen gesagt ist ihm nichts verhaßter, als daß er dabei ertappt wird, wie er seine eigene kleine Wasserfarbenschütze bewundert.

„Ach,“ sagt er deshalb mit schuldbehaftetem Blick, „kaum daß ein Maler irgendwo steht, taucht auch schon ein Kunstkritiker neben ihm auf, unsere rächenden Engel, wir entschlipfen ihnen nirgends. Ich hatte keine Ahnung, Mansel, daß du mir über die Schulter schauest, während ich wie eine glückliche Mutter mein eigenes Kind anlächle!“

Der andere lacht gutmütig und sagt: „Das ist ja ein netter Empfang für einen Freund, den man jahrelang nicht gesehen hat. Ich schleiche mich leise zu dir heran in sicherer Erwartung eines freudigen Empfangs, und jetzt nennst du mich rächenden Engel und stellst mich in eine Reihe mit jenen haßenswertheften aller Wesen, den überall herumknuppernden Kunstkritikern. Denn weißt du, auch ich habe diese Schlange an meinen Fersen gefühlt und bin vor ihr in dieses liebe Nest hier entflohen.“ Er nimmt dabei die Hand des Freundes und schüttelt sie kräftig.

„Du hast mich so überrascht,“ sagt der Maler jetzt entschuldigend und den Händedruck erwidern. „Ich hatte das Gefühl, als stehe ich da wie ein Narr, der seine Schmierereien bewundert und sich für einen alten Meister hält. Aber weißt du, wenn einer malt, muß er seine ganze Seele hineinlegen, er muß den Egoismus geradezu pflegen und an sich selbst glauben, sonst wird er nie ein gläubiges Publikum haben. Nicht daß ich im Grunde meiner Seele einen Augenblick an mich glaube, dort denke ich, ich sei als Maler keinen Heller wert. Aber von deinem Erfolg habe ich gehört, alter Junge, und mich im Stillen manchmal darüber gefreut. Seltsam eigentlich, daß wir nie mehr zusammengestoßen sind, seit wir die Schule verlassen haben!“

„Nicht gar so seltsam, wenn man bedenkt, daß du dich die eine Hälfte des Jahres im wilden Afrika herumtreibst und die andere in London verbringst, wenn wir andern hart an der Arbeit sind im Hochland, in Norwegen oder in der Schweiz. Im Winter findet man dich ja nie in London.“

Linnell errötet wieder, diesmal vor Vergnügen.

„So weißt du also, daß ich die meiste Zeit in Aegypten oder Algier verbringe?“ fragt er schein.

„Mein lieber Junge, wie könnte ich mich zu den geistig lebenden Wesen rechnen, wenn ich deine maurischen Mädchen mit den sprechenden schwarzen Augen und der mohammedanischen Ueppigkeit und jene Straßen in der Abenddämmerung, wo verkleidete Schönheiten geheimnisvoll aus ihren Behauungen treten, noch nicht bewundert hätte? Jeder Gebildete in London kennt jetzt deine träumerischen arabischen Mädchen.“

„Wirklich?“ ruft Linnell mit fast kindlicher Freude. „Ich wußte nicht, daß irgend jemand, ausgenommen die Kritiker, die der Teufel holen möge, sich für meine Bilder interessiere. Grosvenor wird jetzt so gut beschickt, daß die bescheidenen Arbeiten notgedrungen verschwinden müssen.“

„Ueberdies,“ fährt Mansel fort, ohne am ausgeworfenen Hafan einzuhängen, „habe ich durch meine Nachbarn, der Familie Maitland, ab und zu von dir gehört. Sie haben ja eine Villa oder etwas dergleichen in Algier, und ihr habt euch letzten Winter dort getroffen.“

Linnells Gesicht, das jeden seelischen Vorgang fast zu getreulich spiegelt, beschattet sich. Da hat man sich seit Jahren nicht gesehen, und diese treuen Freunde führen unbeirrt Chronik über alles, was man tut und läßt. Wenn dann schon in allem herumgepöckert werden sollte, so war's ja wohl besser, gleich zu erzählen.

„Nun ja,“ antwortet er, und sein Ton hat den Klang der Freude verloren, „ich kenne die Maitlands natürlich. Offen gesagt, bin ich auf ihre Veranlassung hierher nach Roserton gekommen. Ich traf den General letzte Woche in der Stadt, und da lud er mich auf einige Wochen ein in sein Landhaus hier in Roserton. So voll wollte ich aber die Einladung nicht annehmen; ich hasse solche Besuche, sie verkümmern die Individualität; ich muß mein eigener Herr sein. Ueberdies haben sie eine Tochter; ich kann solche Töchter nicht ausstehen, weißt du, und besonders diese nicht. Sie ist immer viel zu viel in den Wolken für meinen Geschmack; sie macht mich unbehaglich. Ich ziehe jene Frauen vor, die mit ihren Füßen auf solidem Boden bleiben. Ich bin auf der Erde geboren und will darauf leben. Aber die Beschreibung, die mir der General von diesem Nest gab, gefiel mir, und so bin ich denn gekommen und wohne

im roten Löwen. Und wirklich, dieses Bläschen ist wie geschaffen zum Skizzieren. Du wohnst also auch hier?“

„Ja, wir wohnen hier. Wir haben dort drüben am Fuß des Hügels ein Häuschen, ein einfaches Ding, aber unser eigen. Du kommst gleich mit mir heim zum Essen.“

„Danke, du bist sehr freundlich; aber ich entdecke, daß du verheiratet bist, und deine Frau wäre vielleicht weniger erfreut, so unangemeldet einen fremden Gast am Tisch zu haben. Die meisten Damen haben eine Antipathie gegen uneingeladene Gäste und nicht ganz ohne Grund. Ich bin ja kein Universalitätsfreund von ihr, mein lieber Junge.“

Mansel lacht. „O, Ida würde nichts dagegen haben,“ antwortet er hastig und entschieden mit der innern Unruhe des wohlgezogenen Ehemannes. „Sie ist an meine Zigeuner-Manieren schon gewöhnt. — Das ist eine gute Skizze da. Saubere Arbeit wie immer! Du hast wirklich ein schönes Talent! Wie tief und breit dort unter der Bogentür der Schatten fällt!“

Linnell neigt den Kopf wieder zur Seite und schaut mit einem Zweifel im Blick auf seine Arbeit.

„Findest du das wirklich? Nun, dann bin ich sehr froh. Er hat mich so gequält. Soll ich da in der Ecke, wo der Zweig darüberhängt, nicht noch ein wenig Oliv auflegen? Ich bin nicht ganz sicher, ob ich den Ton genau getroffen habe.“

„Keinen Pinselstrich mehr!“ antwortet Mansel entschieden, während er mit gekreuzten Armen das Bild betrachtet. „Nicht einen Strich, du würdest das Bild verderben. Da fängt bei euch immer der Fehler an, sobald ihr zu sehr ins Detail geht. Du verdirbst deine schönsten Arbeiten durch zu genaue Ausarbeitung. Verzeih', daß ich das sage; aber ich habe mir deine Bilder genau angesehen.“

„Es ist leider nur zu wahr,“ sagt der andere leise.

„Nun denn, da du es weißt, nütze dir die Warnung! Hab' den Mut, die Hände von der Arbeit zu lassen, wenn du mit der Seele ein Werk in einem Guß geschaffen hast! Die kleinen, mit kühlem Verstande berechneten Einzelheiten, die nachher noch hineingedrängt werden, nehmen einem Werk die Größe und die Kraft. — Uebrigens — du weißt natürlich, wessen Haus du da malst?“

„Nein, ich weiß es nicht,“ sagt Linnell leichtsin; „es wird einem John Tompsen oder Simon Stokes oder sonst einem Bauern mit einem seltenen Namen gehören.“

„Ganz falsch!“ sagt Mansel mit besonderer Betonung. „Dieses poetische Nest gehört — du wirst es kaum glauben — Haviland Dumaresq.“

Indem Linnell diesen bedeutsamen Namen hört, richtet er sich plötzlich auf. Mansel kann mit dem Eindruck, den seine Worte gemacht haben, zufrieden sein. „Nein,“ sagt Linnell nach einer Pause des Nachdenkens, „du machst einen Witz, Mansel! Du hast in der Schule den andern schon gern eine Narrenkappe aufgesetzt, ich erinnere mich wohl noch daran. Jedenfalls kannst du nicht Dumaresq, den Philosophen, meinen?“

Mansel lächelt überlegen:

„Es gibt nur einen Haviland Dumaresq, und der wohnt hier!“

Linnell schaut seinen Freund mit fast atemlosem Staunen an. Er traut offenbar seinen Ohren kaum.

„Sprichst du wirklich und wahrhaftig im Ernst? Der Mann, der das Beste schrieb, was die Gegenwart hat, an den ich glaube, dessen encyclopädische Philosophie die Meise um die Erde mit mir gemacht hat, der Philosoph, der Zeit und Raum durchdringt, der tiefste Denker unserer Zeit und unserer Nation, der größte Mathematiker und tiefste Metaphysiker Europas, der sollte in dieser Bauernhütte wohnen?“

„Warum nicht?“ Mansel fragt es sarkastisch. „Es ist eine sehr malerische.“

„Malerisch! Gewiß, das ist sie. Aber geräumig, behaglich, passend, nein! Und auch der Maler weiß, daß man vom malerischen Anblick allein nicht leben kann. Schmutz und gedrängte Verhältnisse sind notwendige Elemente beim Malerischen. Aber Schmutz und gedrängte Verhältnisse sind in der Wirklichkeit etwas Unausstehliches. Nur auf der Leinwand sind sie angenehm. Was in aller Welt kann einen Mann wie Haviland Dumaresq veranlassen, sich in so zusammengepöckelte Verhältnisse zu setzen?“

„Die Armut!“ antwortet der andere lakonisch.

„Armut!“ ruft Linnell, und heiße Entrüstung bricht aus seinen Augen.



„Du willst doch nicht sagen, daß der Mann, welcher der Welt ein solches Werk geschenkt hat, so arm sei, daß er in diesem abgelegenen Nest in einer Bauernhütte wohnen müsse? Um der Ehre unserer Mitwelt willen muß ich ablehnen, dir das zu glauben. Ich will das nicht glauben. Ich kann es nicht glauben. Es ist eine Schande für unsere Zeit. Ich weiß ja wohl, daß Dumaresq verhältnismäßig zu wenig gelesen wird — damit rächt sich die Mittelmäßigkeit stets an den großen Geistern — aber ich habe mir den Philosophen immer als reichen Mann vorgestellt, der in London eine behagliche Villa bewohnt, seine Bücher in einem ausgewählt eleganten Herrenzimmer schreibt und in erhabener Stimmung die Zukunft abwartet, die seiner Größe gerecht wird.“

„Du sprichst enthusiastisch,“ antwortet Mansel, „und ich freue mich darüber; es ist stets ein wohlthuendes Gefühl, wenn jemand an dieses verlorene Plätzchen kommt, der die Werke des armen Alten kennt und schätzt. Er hat ein Leben voller Enttäuschung hinter sich; all seine Hoffnungen sind zunichte geworden. Sein großes Werk, wennwohl es hier und dort in der Welt eine kleine Schar enthusiastischer Freunde und Anhänger hat, wie du, ist doch von der großen Masse platt an die Wand gedrückt worden. Dieser Mann erinnert mich immer an ein Bild, das ich von dir gesehen habe. Es stellt eine mächtige, gebrochene ägyptische Säule dar, die sich zwischen den Trümmern von Karnak oder Luxor erhebt. Es ist eine große Freude für ihn, jemand zu treffen, der mit seinen Gedanken und seinen Zielen einig geht. Er hat in seinem Leben so wenig Anerkennung gehabt, daß ihn jetzt tatsächlich trotz seines Alters jede Ermutigung, jedes verständnisvolle Wort über seine Arbeit wie ein belebendes Element durchzittert. Ich habe ihn über ein Lob wie ein Kind beglückt gesehen. Er nimmt es mit einer feltamen feierlichen Höflichkeit entgegen wie ein Recht, das ihm zukommt, und trägt für den Rest des Abends den Kopf höher, lebensfreudiger.“

„Wie pathetisch!“ ruft Linnell. „Ich kann ihn so gut verstehen. Aber was ich nicht begreife, das ist, daß Haviland Dumaresq in Armut leben soll. Hoffentlich habe ich dies doch nicht wörtlich aufzufassen, nicht in dem Sinn, daß er geradezu an Geld Mangel leidet?“

„Doch, doch, mein lieber Junge; gerade so ist es gemeint. Der Mann ist so arm wie die sprichwörtliche Kirchenmaus. Er zog nie einen Heller aus seiner encyclopädischen Philosophie. Es war für ihn vom Anfang bis zum Ende eine Arbeit ohne Nutzen. Um sein Leben zu fristen, schreibt er jetzt Abhandlungen und dergleichen über erzieherische Themen für Wochenzeitschriften, wissenschaftlichen Kleinkram und dergleichen.“

Linnell sinnt kopfschüttelnd nach und packt dann plötzlich sein Malzeug zusammen.

„Komm!“ sagt er kurz. „Den Gedanken halte ich nicht lange aus. Haviland Dumaresq in Geldmangel! Haviland Dumaresq hat Nahrungsforgen! Haviland Dumaresq wohnt in einem Stall! Nicht auszudenken ist das! Warum in aller Welt bringt ihn nicht ein reicher Mann in würdige, sorglose Verhältnisse?“

„Einer deiner reichen Landsleute vielleicht von jenseits des Ozeans?“ spottet Mansel gutgelaunt. „Ja, wahrhaftig, die Amerikaner spielen sonst immer gern etwas Vorziehung auf dieser Welt; es wundert mich, daß sie noch nie hieran gedacht haben.“

Ueber Linnells Gesicht geht ein tiefer Schatten. „Wie?“ ruft er in wirklich ärgerlichem Ton, der etwas von dem eines verwöhnten Kindes an sich hat. „Existiert denn dieser Irrtum immer noch! Wie oft muß ich diesen Unsinn wohl noch berichtigen! Sagte ich dir nicht früher schon unzählige Male, daß ich kein Amerikaner bin, keinen Tropfen amerikanisches Blut in mir habe? Mein Vater war Engländer und hat sich einfach geschäftshalber in Boston niedergelassen. Aber lassen wir das jetzt! Die Frage ist:

Warum kümmert sich niemand um Haviland Dumaresq und setzt ihn in würdige Verhältnisse?"

Mansels Gesicht strahlt vor unterdrückter Belustigung.

"Für ihn sorgen, ihn in würdige Verhältnisse bringen!" lacht er endlich heraus. "Mein lieber Junge, ich möchte den Mann sehen, komme er von Amerika oder sonstwoher, dem es gelingen würde, nur während einer Sekunde lang einen solchen Vorschlag aufrecht zu erhalten! Jedenfalls müßte er den Wagen mit einem schnellen Renner bespannt vor dem Hause wartend stehen haben; denn Dumaresq würde ihn, ehe er ausgesprochen hätte, ohrfeigen. Er ist die stolzeste Seele, die je auf dieser Erde gelebt hat. Er würde eher hungern, als von einem Menschen etwas annehmen."

Inzwischen hat Einnell sein Malzeug zusammengepackt und wendet sich energisch dem Heimweg zu.

"Wohin willst du?" fragt der Freund.

"Wohin ich will?" wiederholt Einnell mit verhaltener Ent- rüstung in der Stimme. "Nun, es muß doch sofort etwas getan werden für Dumaresq. Diesen Stand seiner Verhältnisse kann man ja gar nicht dulden."

"Ach ja," sagt Mansel und betrachtet sich den Himmel, "du bist ja reich, das vergaß ich ganz. Du fällst jetzt wie eine gütige Vorsehung aus den Wolken auf uns herunter!"

Er bricht plötzlich ab; denn Einnell, der ihm auf dem schmalen Wege vorangegangen war, schaut mit einem seltsamen, halb ärgerlichen, halb argwöhnischen Blick zu ihm zurück.

"Ich reich!" ruft er dann weitererschreitend. "Also noch eine dieser einfältigen alten Nachreden! Wer sagte dir, daß ich reich sei? Das möchte ich wissen; aus meinem Munde hast du diese Behauptung sicherlich nie gehört, Mansel. Ich wollte, unbefugte Leute würden einen nicht zu einem Hafen machen, an den sie alle möglichen Märchen und romantischen Nachsagen hängen können. Ein Maler von Beruf, dessen Bilder sich nur durch Zufall verkaufen, kann niemals reich sein, außer er habe noch andere Einnahmequellen, gute Minenaktien oder dergleichen. Aber das habe ich nicht. Daß ich es trotzdem als brennende Schande empfinde, einen Mann wie Dumaresq in der Welt so dastehen zu sehen, kannst du mir doch gewiß nicht verdenken."

Zweites Kapitel.

Sie gingen eine Weile schweigend ihres Weges. Plötzlich ruft Mansel: "Ach Einnell, das sehe ich jetzt, dein Fuß ist ja wieder in Ordnung. Nicht wahr, du — du fühlst jene kleine Schwierigkeit nicht mehr?"

Bis zu diesem Augenblick hat man dem Gange und der Haltung des Malers nichts Ungewöhnliches angemerkt; aber kaum sind die Worte über Mansels Lippen gegangen, gewahrt man eine leise Unsicherheit des linken Beines, das jetzt kaum merklich hinkt. Einnell schaut auf seinen Fuß und jagt mit unbehaglichem Lächeln: "O, es geht besser als früher; deshalb mußte ich nach Aegypten, weißt du. Es ist dort so trocken, und weil mein Leiden rheumatischer Art war und durch Feuchtigkeit verschlimmert wurde, war London nichts für mich, wenigstens im Winter. Das warme Klima hat mir wirklich gut getan, mein Vorwärtsbewegen ist jetzt wenigstens dem Gehen ähnlich geworden."

"Dem Gehen ähnlich geworden!" ruft Mansel verwundert. "Ich sage dir, man merkt dir gar nichts mehr an. Du standest so fest da und schrittest so natürlich aus, daß ich deine alte Schwierigkeit fast ganz vergessen hätte..."

"Ja, ja, es ist besser; nur wenn man davon spricht, stehst du, wie jetzt, da macht es sich gleich wieder bemerkbar. Aber laß' uns doch nicht immer von mir sprechen; es gibt viel interes- santere Dinge in der Welt, als so ein vereinzelt Menschen- kind..."

"Interessant genug bist du, alter Junge; doch dort drüben, siehst du, ist unser Heim, und du kommst mit..."

"Danke," antwortet Einnell, "aber entschuldige mich für jetzt, ich mag mich wirklich nicht so zigeunerisch bei deiner Frau einführen. Diesen Nachmittag, wenn du erlaubst, werde ich im ganzen Glorienschein der Besuchstourette bei euch vorsprechen und meine Karte präsentieren."

Ein Gedanke fährt Mansel durch den Kopf.

"Du bist doch noch Junggeselle?"

Ein Schatten geht über Einnells schönes Gesicht; er deutet mit einem schmerzlichen Lächeln auf seinen Fuß.



DIE SCHWEIZ
1898

Federzeichnung von Johann Bohard aus Zug in Berlin.

„Glaubst du, ein Maler, dessen Bilder sich schwer verkaufen, könne eine Frau, die er achtet und liebt, unter solchen Umständen an sich fesseln?“

„Jetzt gehst du aber viel zu weit; das nennt man die Empfindsamkeit auf die Spitze treiben. Ein Mann wie du...“ Sinnell schiebt ihn mit einer leichten Handbewegung bei Seite.

„Hier trennen sich unsere Wege,“ sagt er mit einer Bestimmtheit, die alle weiteren Erörterungen ablehnt, „ich sehe dich heute nachmittag, wenn ich mich salonfähig gemacht habe; inzwischen leb' wohl!“

Mansel schaut ihm nach und wendet sich dann seinem Haus zu.

Im Garten ist ein schönes junges Weib damit beschäftigt, Blumen zu schneiden. Sie eilt dem Gatten heiter entgegen.

„Wen glaubst du, daß ich soeben getroffen habe?“ fragt er nach dem ersten Gruß. „Nun, Sinnell, weißt du, wir waren zusammen auf der Schule, ich erzählte dir schon von ihm.“

„Der mit dem lahmen Fuß, Reggie?“

„Ja, heißt das, man merkt ihm kaum mehr etwas an. Heute nachmittag wird er uns besuchen. Du mußt sehr nett mit ihm sein, Liebling; er ist so empfindlich und scheu wie ein Mädchen, aber ein lieber Mensch, trotz seiner Eigenheiten und kleinen Geheimnisse.“

„Er malt auch, nicht wahr?“ fragt Frau Mansel, während sie ihrem Gatten eine Nelke einsteckt; „ich meine, du zeigtest mir das letzte Mal in der Akademie eines seiner Bilder...“

„Ja, ganz richtig; aber ich glaube nicht, daß er von der Malerei leben kann. Ich halte ihn für reich, obwohl er es stets leugnet. Im neuesten Katalog ist er übrigens mehrfach vertreten.“

Sie sind langsam zusammen ins Haus gegangen; doch ehe sich Frau Mansel zu Tisch setzt, durchblättert sie noch den genannten Katalog.

„Hier ist der Name... Ach, er nennt sich Austen, Austen Sinnell... Wie seltsam, da muß er ja verwandt sein mit Sir Austen von Rutland, weißt du, Rutland, dem prächtigen Gut in der Nähe des Heims meiner Tante!“

„Davon weiß ich nichts; er sprach wenigstens nie von dieser Verwandtschaft...“

„Ich werde ihn fragen,“ beschließt die junge Frau das Thema.

Inzwischen sitzt das Opfer dieser Neugier in seinem Zimmer im Gasthof zum Roten Löwen und schreibt seinem Vermögensverwalter mit erregter Hand:

„Lieber Mathews! Besorgen Sie mir so schnell als möglich eine zuverlässige Liste all der öffentlichen Bibliotheken oder Institute Großbritanniens, denen ein Mann, der dies zu tun wünscht, das vollständige Werk Haviland Dumaresq's „Encyclopaedic Philosophy“ schenken könnte. Aber alles sub rosa!

Ihr
Charles Austen Sinnell.“

„So,“ sagt Sinnell, während er das Schreiben zusammenfaltet, „das wird dem armen Dumaresq nützen.“

(Fortsetzung folgt).

Trili und Sini Freier.

Nachdruck verboten.

© Geschichte aus der Wiedertäuferzeit. Von S. Pleßner, Schleithelm.

In Randemundart.

(Schluß).

De Täuferzitrilli ischt am Tag druf, am Balmesuntig, über Fäld und go Merishuse. De Wegemeher am Rande enne und dem si Töchter sind mitim ggange. Da sind ebefo isrigi Täufer gsi, wie er selber, und er hät sich gern bi dene im Wegehof igfunde und mitene und mit irne Deenflüte Adoocht ghalte und bätet und brediget und gsunge.

I dem Merishuse handsi e halb Doget neu Täufling parat gha, wo a dem Tag hand sölle iber Durach taufet werde, wil's ordli warm Wetter gsi ischt. Wil aber de Merishuser Täuferpredikant en böse Pnüssel, Wueste und 's Gwüch gha hät, so hätme vom Schlathemer Predikant verlangt, er söll am Balmesuntig de Tauf überneh. Ugeru häter's to, es hätim öbmis Ugfrents gschwanet, aber er hät nid anderst töre; denn me hätten für en große Glaubesheld und Kämpfer aglueget. Au hätter d' Hoffnunge gha, wenn's nid aber Östere gscheht, so werdib's d' Herre z' Schafhuse gar nid innewerde.

So häter i offner Versammlung ader Durach, wo sie e tüf Becht gemacht hät, ufem freie Fäld, underem Ort, de Tauf vo dene Merishuser Gläubige vorgno. Am gliiche Obed aber isches scho de gnöbige Herre z' Schafhuse azaget gsi. Und die wisse und gestrenge Obere iber Stadt hand nid gern mitene gspasse lo.

* * *

De Herr Pfarrer Habick z' Schlathem hät der Mueter vom Bruhans am gliiche Balmesuntig z' Obed, wofl zuenim cho ischt, erschört, da Chriuegli und da Gält, wo de Hans im Erdbode under der große Ach hinder Mure gfunde hei, stammi uf ganz alter Zitt und voneme frende Volk, von Römere, wo zor Zitt der gnoderliche Siburt vo üsem liebe Heiland bis zo sim Tod am Chriuz und nochher d' Welt Herrschaft und 's halig Land und au üse Land im Bistig gha heid. Da Gält sei vil wert, bsunderbar die zwo Goldmünze und die zwölf silberne Stück. Es seit alls scho erhalteni Kaiser Münze, wome guet zalt, und au die Stück vo Erz und vo Chupfer findid gern Abnehmer. Da Chriuegli sei e zierlich römisch Base vo Stgelerde und hei en große Wert, wil si noch so schön ganz und ubshediget sei. Er, de Herr Pfarrer, heien schüli gelehrte Herr Amtsbrueber z' Schafhuse, und da sei Pfarrer ader Münsterhilche und haogt mit Name und Gschläch Hans Jakob Rieger. Da sei in Gschichte- und Altertumsache en usbündig kennebare Ma,

wone groß Chronik über si Stadt und Landschaft Schafhuse gschriben hei. Da sei en Liebhaber vo so alte Münze und Meliquie us der Vorzitt und chauffi derigi Sache gern für hablich gelehrti Zitt und für sich selber. De Hans söll no zo dem Herr Pfarrer Rieger ge Schafhuse go und em die Sache luege lo.

Wege dem Furtbegerre vom Hans aber hät de Herr Pfarrer lang zuegloset; denn die Mueter hät halt ire schwer Herz emol ganz müeße läre; dro z' letscht häter zom Anelli giat:

„Schickemer de Hans morn früe in Pfarrhof, oder nei, ich will grad jek no miti cho und mitim Zwiitproch halte, 's ischt am beschte grad jek!“

Und so isch au gschehe; de Heer ischt selb Obed no mitem Anili i's Hus und hät e langi Underrebing gha mitem Hans bis id Nacht i. De Hans hät im Heer verproche, er well am nächste Züstig id Stadt und zom Herr Pfarrer am Münster, und de Heer hätim zuegsat, er welim e Briefli schriben, woner müei a de Schafhuser Heer abge.

* * *

Am Tag nochem Balmesuntig ischt uf amol 's Gred usggange, de Täuferzitrilli sei ganz im Stille vo zwei Rüttere vo Schafhuse us fir Bhustig ufghabe und abgeführt worde id Stadt. Si Hus ischt dobe gstande a dem Wächli, wo ufem Schweregel herchunt und selbmol de Name gha hät „'s Müüchli“. Da Wässerli ischt scho sid alter Zitt ganz üdoleet gsi dur 's Dorf und miteme Gwelsch iberdeckt, und der Usgang derwo in Dorfbach ischt grad underder Köhlibrugg gsi. 'S Zitrille Hus ischt e weng abgelege duffe gstande, und sini Deenflüt sind grad in Rebe gsi; dorum hand 's bloß e par Ruebe gachtet, wome da Täuferfüerer bunde dur d' Gärte hinderi und dem Gschlerah zuegeführt hät. Item, er ischt wieder id Gfangeschaft gholet worde, wiler gege si Glöbnus z' Merishuse wieder en öffentlich Kaufhandlung vorgno hät. Jano, d' Schlathemer hand im halt nid chüne helfe, und de Drel au nid, wener au hett wele. Deber aber ab der Gfangeschaft vom Zitrilli bsunders verschroffen ischt, cha nid verrote werde, wiler ta gozig Wörtli drüber mit sine Witsbildere gredt hät. D' Mueter Elisabeth und ire Töchter, 's Trili, die beidi hand zwor sicher nid briegget, wo si da Borgang erfahre hand. 'S Trili hät doch jek wieder e Zitrilli Rueh gha vor dem alte Müüchler und sine Plattuse.